

Raimund Rodewald

Baum und Zeit

Stoisch stehen sie da, die Birken, trotzend dem oft stürmischen Wetter, solitär auf einer alten Weide an der Krete unterhalb des Monte Bisbino, des letzten Alpenausläufers vor der Poebene. Ihre Kronen überlassen sie ganz dem Westwind und wanken mit ihren dünnen, krummen Stämmen in statisch fast unmöglicher Weise zwischen Himmel und Erde. Der Wind zerrt an den haarförmigen dünnen Zweigen, die Erde wiederum zieht die Wurzeln an sich. Zwischen den gegenläufigen Kräften des Oben und Unten entsteht eine sonderbare Ruhe und Entspannung. Des Baumes Dasein ist ein Da-Stehen, unbeweglich, aber nicht unbewegt, verwurzelt in seinem Ort. Die Zeit, seine Zeit, erscheint eingefroren, die Wettererscheinungen sind nicht mehr als vergängliches Rauschen inmitten der Baumewigkeit. Der verhangene Himmel gibt hinter den Bäumen plötzlich den Blick auf die Walliser Alpen frei. Darunter taucht der aus der Höhe merkwürdig friedlich wirkende urbane Moloch der Südspitze der Schweiz auf.

Dieses Bild baut sich immer wieder vor mir auf, zufällig und ohne Grund, aus Faszination über die archaisch wirkenden, originären Kräfte der Natur. Ein melancholisches Bild des Vergänglichen und Ewigen in Anbetracht der Nüchternheit und Kleinheit unserer täglichen Bedürfnisse oder – in Anlehnung an Thomas Burnet – eine Erkenntnis der Größe unseres Geistes, der voll Freude und großem Staunen große, erhabene Dinge betrachten will? („Ich weiß nicht, was beide (Ozean und Berge) an Großem und Erhabenen besitzen, wodurch sie den Geist zu ungeheuren Gefühlen und Gedanken anregen: wir können darin leicht den höchsten Schöpfer der Dinge erkennen und bewundern und stellen zufrieden fest, dass unser Geist, der voller Freude große Dinge betrachtet, keineswegs klein ist.“¹⁾)

Der Baum ist vielleicht das einzige Geschöpf, das einerseits den Zeitfluss äußerlich derart unbeeindruckt, andererseits die Jahreszeiten derart expressiv in sich trägt. Kein Wunder, dass Bäume in der Male-

rei immer wieder als Selbstbildnisse und Spiegel des menschlichen Seelenzustandes verwendet wurden. Der Baum ist aber in seiner Monumentalität auch das vielleicht einzige Lebewesen, wofür der Begriff der Erhabenheit verwendet werden könnte. Üblicherweise wurde die Erhabenheit primär dem Gebirge, dem Himmel und Meer oder auch einer in Nebel gehüllten Gegend² zugestanden. Für das Gefühl von Erhabenheit nach Edmund Burke bedarf es beispielsweise der Empfindung des Schreckens, der Größe der Dimensionen, der Macht, der massiven Festigkeit oder der Dunkelheit³. Erhabenheit, genauer Dynamisch-Erhabenes, entsteht nach Immanuel Kant im Anblick kühner Felsen, von Orkanen, des grenzenlosen Ozeans oder eines hohen Wasserfalles, der nur dann desto anziehender wirkt, je furchtbarer er ist, „wenn wir uns in Sicherheit befinden“ (*Kritik der Urteilkraft* KUK, 1790, B, 28). Das Bild der vom Sturm gepeitschten Bäume auf dem Monte Bisbino korrespondiert durchaus mit diesem Erhabenheitsbegriff. Kant unterscheidet aber auch ein Mathematisch-Erhabenes, das durch unfassbare Größe gekennzeichnet ist: „Beispiele vom Mathematisch-Erhabenen der Natur in der bloßen Anschauung liefern uns alle die Fälle, wo uns nicht sowohl ein größerer Zahlbegriff als vielmehr große Einheit als Maß (zu Verkürzung der Zahlreihen) für die Einbildungskraft gegeben wird. Ein Baum, den wir nach Mannshöhe schätzen, gibt allenfalls einen Maßstab für einen Berg; und, wenn dieser etwa eine Meile hoch wäre, kann er zur Einheit für die Zahl, welche den Erddurchmesser ausdrückt, dienen, um den letzteren anschaulich zu machen“ (KUK A, 26). Diese ästhetische Konstellation der Wahrnehmung von großen Naturphänomenen aus Distanz, die dadurch auch im übertragenen Sinne als großartig bewertet werden (dieses „Doppelgroße“ braucht nicht zwingend auch mathematisch groß zu sein, sondern vermag vielmehr das unerklärlich und unaussprechlich Andere darzustellen), ließe sich somit auch auf das Erhabenheitsgefühl angesichts eines mächtigen Baumes übertragen, das einerseits furchtsamen Respekt, andererseits Entzücken auslöst und jenseits jeglicher menschlicher Besitzergreifung und eines Zweckdenkens entsteht. Jahrhundertalte Kastanienbäume oder Eichen mit ihren schwindelerregend hohen Kronen, ihren knorrigen, vom Blitz gezeichneten Ästen und ihrem mächtigen Stammumfang entsprechen durchaus dem Bild von Zeitlosigkeit und Erhabenheit. Georg Simmel beschreibt die von Böcklin gemalten Bäume als losgelöst von einem